

Haus Gnad

Privatmuseum in Wien

Architekt:

Adolf Krischanitz, Wien

Projektleitung:

Ole Ritzke

Mitarbeiter:

Theo Zoller, Patrick Fessler

Tragwerksplanung:

Gmeiner und Haferl, Wien

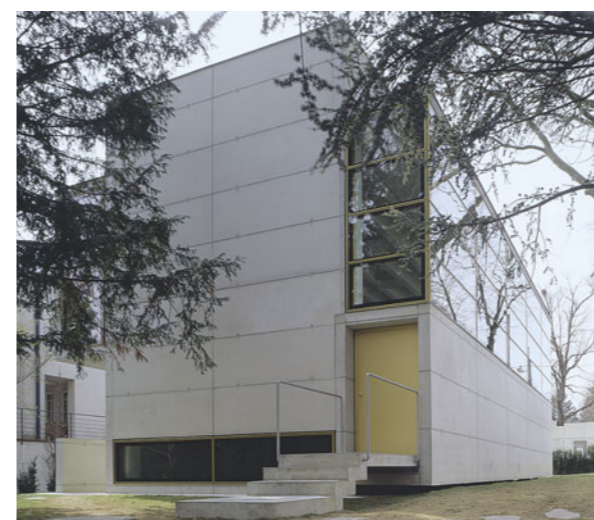
Bauherr:

Hans Gnad, Wien



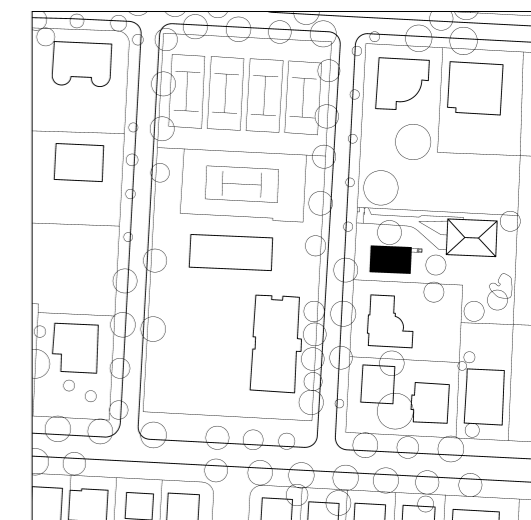
Die straßenseitige Westansicht des Hauses verdeutlicht, wie das Spiel mit dem Volumen die Symmetrie zwar eindeutig umgeht, sie aber gleichzeitig thematisiert.

Einen Raum wie in einer Kirche habe sie sich von Anfang an gewünscht, erklärt die Gattin des Bauherrn das Projekt. „Früher habe ich Konzertorgel gespielt und häufig in Kirchen geprobt. Seit dieser Zeit habe ich den Wunsch, einmal alle Kirchenbänke herauszuwerfen, um nur den reinen Raum zu erleben. Jetzt habe ich ihn: einen Raum ohne Zweck.“ „Kein Zweck, aber einen Sinn“, ergänzt der Architekt Adolf Krischanitz, der die Aufgabe hatte, ein großes Nichts für eine Auftraggeberin zu realisieren, die zwar sehr genaue Vorstellungen besaß, nun aber noch gar nicht recht weiß, wie das Geschenk, das ihr Mann ihr gemacht hat, genutzt werden soll. Werden dort regelmäßig Ausstellungen stattfinden? Oder große Tafelrunden? Das Ehepaar lebt in einem nicht übermäßig großzügigen Einfamilienhaus, das man in den 1960er Jahren auf dem hinteren Teil des Grundstücks errichtet hatte. Zwischen Wohnhaus und Straße stand ein Holzschuppen, der für den Neubau abgebrochen wurde. Eine Wohnnutzung kam nicht in Frage, denn die örtliche Bausatzung verbietet die Nachverdichtung in dem Quartier, das zum Saum der Stadtvillen und Landhäuser zählt, die ab dem 19. Jahrhundert im Umfeld des Schönbrunner Schlosses entstanden. Einige Villen von Adolf Loos liegen nur wenige Gehminuten entfernt. Für den Neubau kam daher nur eine Sondernutzung in Betracht, die nun offiziell als „Privatmuseum“ deklariert ist. Tatsächlich hängen zwar einige Kunstwerke an den Wänden, doch sind es Leihgaben. Bauherrin und Architekt wollen erst einmal ausprobieren, was passen könnte. Der Ehemann hätte zwar eine Sportwagensammlung beizusteuern gehabt, doch dann wurde entschieden, dass diese anderweitig untergebracht bleibt. Statt des kurzzeitig erwogenen Glaspavillons für die Autos, der auch baurechtliche Probleme bereitet hätte, habe sie, so die Ehefrau, ein Haus aus einem harten, kantigen Material bevorzugt. Sie spiele mittlerweile eine Viola da Gamba, da sei ein gewisser Hall sogar wünschenswert. Mit dem Sichtbeton war sie sofort einverstanden. Für den Architekten war es eine überraschende Ausgangssituation, bei privaten Bauherren auf derart konkrete Vorgaben zu stoßen. Adolf Krischanitz hat bereits mehrere Pavillons für unterschiedliche, meist temporäre Zwecke entworfen. Eine Kirche – „ich bin kein Katholik“ – bislang aber nicht. Es wäre absurd



Die Nordfassade wurde mit goldfarben-eloxierten Aluminiumfenstern geöffnet. Der scheinbare Betonsockel, hinter dem sich der Erschließungsgang befindet, schwebt wenige Zentimeter über dem Erdboden.

Lageplan im Maßstab 1:2500



gewesen, den Wunsch nach einem Raum, der einer Kirche verwandt ist, mit einer wirklichen Kirche zu beantworten. Kein Portal, nur eine mit goldfarben-eloxiertem Aluminium beschlagene Tür, die kaum größer ist als eine gewöhnliche Haustür, führt auf der dem Privathaus zugewandten Schmalseite in das Gebäude. Hinter diesem, über ein kleines Treppenpodest zu erreichenden Zugang liegt ein architektonisches Problem, das bei einem Kirchenraum vielleicht durch den niedrigen Bereich unter dem Orgelchor gelöst würde: Wie komme ich in einen großen leeren Raum, ohne durch ein Loch in der Wand zu schlüpfen und sogleich im Leeren zu stehen? Der Architekt hat die Frage nach der Raumschwelle mit einem langen Gang beantwortet, der in Türbreite bis ans gegenüberliegende Ende des Bauwerks

führt. Auf der rechten Seite ist er vollständig geschlossen, links setzt etwa auf halber Höhe eine Holzverkleidung an. Sie ist zweischalig aus Akazienholz ausgeführt. In die dünnen Tafeln wurde ein Muster aus Rauten eingefräst. Durch den etwa zehn Zentimeter großen Abstand zwischen den perforierten Platten entsteht ein semitransparenter Schleier, aber es ist nur zu erahnen, dass sich dahinter der zentrale Raum des Hauses befindet. Am Ende des Weges biegen zwei Treppen nach links. Die vordere führt ins Souterrain, die hintere an der fast geschlossenen Stirnseite hinauf ins Licht. Im Zentrum angekommen, zeigt sich, dass der eben zurückgelegte Gang noch eine weitere Bedeutung hat. Sein halb in den Raum springendes Volumen bildet eine Barriere zwischen dem Innenraum und der Glasfassade. Auf der

gegenüberliegenden, zu den Nachbarn komplett geschlossenen Seite ist ebenfalls ein Podest den Längswänden des Pavillons vorgelagert. Doch die Symmetrie von Längsschiff und angedeuteten Seitenschiffen ist trügerisch: Blickt man Richtung Wohnhaus zurück, so fehlt unter dem rechten Podest die halbdurchsichtige Holzverkleidung. Zwar befindet sich auch dort ein Gang hinter dem Versprung, aber er liegt außen und führt als überdachte Rampe am Haus entlang direkt in den halb eingegrabenen Keller, der profane Nebenräume wie Toiletten und ein Fitnesszimmer aufnimmt. Die Symmetrie, die das Gebäude zu strukturieren scheint, entpuppt sich spätestens beim Betreten als raffiniertes Spiel mit angefügten oder weggeschnittenen Massen und halben Geschossen, für die natürlich nur Loos mit sei-

Der Blick in den zentralen Raum des Hauses, dessen Funktion noch nicht endgültig feststeht. Die doppelschalige transluzente Holzverkleidung bildet das verbindende Element zwischen diesem Raum und dem über die gesamte Gebäudelänge verlaufenden Gang.

Grundriss und Schnitt im Maßstab 1:250
Fotos: Margherita Spiluttini, Wien

nem Raumplan als Ahnherr in Frage kommt. Die Beleuchtung in Form von dünnen Onyxplatten, die zwischen die Rippen der Betonkonstruktion gehängt wurden und von Downlights angestrahlt werden, ist das nächste Zitat. Man denke nur an die durchscheinende Steinfassade von Loos' American Bar. Mit Erleichterung ist festzustellen, dass zum Repertoire nicht nur Sempers Herleitung der Architektur aus der textilen Bekleidung der nackten Konstruktion zählt, die Krischanitz selbst als Quelle der quasi-textilen Gangverkleidung benennt, und nicht nur der in der Schnittzeichnung entwerfende Loos, sondern dass auch eine deutliche Prise Fünfzigerjahre hinzukommen darf. Den feinen Messing-Fensterleisten und goldfarbenen Aluprofilen jener Zeit wird durch die in einem kräftigen Goldton eloxierten Schüco-Fenster Tribut gezollt. Es wäre falsch, aus den an diesem Bau weitergedachten Traditionslinien zu schließen, die Wiener Architektur habe nach den postmodernen Blähungen, an denen Krischanitz nie zu leiden hatte, nun zu einem befreiten, selbstbewussten Umgang mit dem Erbe der großen Vorfahren gefunden. Krischanitz ist intellektuell und in seinem Werk in Wien ein Außenseiter. Themen, wie sie an diesem kleinen, exquisiten Bau durchgespielt wurden, sind nicht der Stoff, der einem auf Baustellen in Österreich häufig begegnet. Umso größer die Freude, dass es – ganz ohne die Verkrampfungen anderer Traditionalisten – doch gelegentlich vorkommt.

